

Katy Simpson Smith

EINE  
GESCHICHTE  
VON LAND  
UND MEER

Roman Insel



Katy Simpson Smith  
Eine Geschichte  
von Land und Meer

*Roman*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
*The Story of Land and Sea* bei Harper Collins, New York.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2014

© Katy Simpson Smith 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch  
einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17614-5

Es gibt ein Land reiner Wonnen,  
Von unsterblich Heiligen regiert;  
Endloser Tag verscheucht dort die Nacht,  
Und Freuden vertreiben den Schmerz.

Es herrscht nichts als ewiger Frühling,  
Die Blumen welken nie;  
Der Tod trennt als schmale Furt  
Dies himmlische Land vom Hier ...

Doch Sterbliche scheuen sich ängstlich,  
Die schmale Furt zu durchqueren,  
Sie stehen zitternd am Ufer  
Und fürchten sich vorm Gehen ...

Ach, stünden wir dort oben und schauten,  
Wo Moses einstmals stand,  
Nicht Jordans stille Wasser noch kalte Todesfluten  
Hielten uns noch fern vom anderen seligen Strand.

*Isaac Watts*

ERSTER THEIL

1793

## *Erstes Kapitel*

Wenn sich im August an manchen Tagen der Sturm in die Küste von North Carolina verbeißt, schleift er eine Matratze in die Diele und erzählt seiner Tochter Geschichten von ihrer Mutter, wahre und unwahre. Die hölzernen Fensterläden klappern, und Tabitha hüllt sich und ihren Vater in Decken gegen das Lärmen des Sturms. Er erzählt stets von der Zeit, als er um ihre Mutter warb, davon, wie scheu sie war. Aus der Ferne habe sie wie eine sehr gerade, hohe Kiefer gewirkt; erst, wenn er ihr näher kam, konnte er sehen, dass sie zitterte.

»War sie ängstlich?«

»Glücklich«, sagt John. »Wir waren beide glücklich.«

Er sieht, wie Tab sich die Steppdecke bis ans Kinn zieht; dabei kann nicht einmal der Sturm die Sommerhitze fortwehen. Sie will seine Geheimnisse hören. Doch das Gefühl, in der Dämmerung neben einem geliebten Menschen am Ufer zu stehen, ist schwer zu beschreiben. Er hatte Helen nicht sehen müssen, um zu wissen, dass sie da war. Er konnte die Anziehungskraft zwischen ihren beiden Körpern einfach spüren. »Wenn du älter bist«, sagt er, und da sie diese Antwort schon kennt, nickt sie.

»Warum erzählst du nie von dem Schiff?«, fragt sie.

»Von all dem, was du mit ihr zusammen gesehen hast.«

Sein Blick wandert die Diele hinab und zu den Schat-

ten, die durch die Fensterläden tanzen, er legt den Finger auf den Mund. »Hörst du irgendwelche Vögel?«

Tab schlüpft in die dunkle Küche und holt sich ein Stück Brot. Sie wird ihn so lange fragen, bis er ihr endlich alles erzählt. Zurück unter der Decke, kuschelt sie sich an ihn. Während der Wind an den Zwergpalmen zerrt und der Regen gegen die Fenster schlägt, singt John eins seiner Seemannslieder, um sie zu beruhigen. Tabitha ruft: »Lauter!«, und er erhebt sich, steht wackelig auf der Matratze und wedelt mit seinen braungebrannten Händen zur Melodie. Seine Stimme füllt die stillen Räume.

Er erzählt ihr nicht von dem Tag, als er mit Helen und nur einer kleinen Tasche für sie beide an Bord eines Schiffs ging, dessen Kapitän er aus seinen Piratentagen kannte, und sie unterm Dollbord hockten, bis die Fregatte die Anker lichtete und mit geblähten Segeln an den Untiefen vorbei aus der Bucht kreuzte. Erst als der Matrose ein Zeichen gab, standen sie auf – Helen schwankend, Halt bei ihm suchend und mädchenhaft lachend, die Haare vom Wind zerzaust – und beobachteten, wie die Stadt allmählich schrumpfte, bald kaum noch größer als ein Stück Treibholz war, ein braun-goldener Klecks am Ufer.

Er erzählt Tab nicht, wie schön ihre Mutter war, während sie um ein wenig Würde auf einem Schiff kämpfte, das nur noch von seinen zahllosen Dreckschichten zusammengehalten wurde. Ein Jahr verbrachten sie auf diesem Schiff, verheiratet und Helen am Ende mit dem Samenkorn eines Kinds im Leib. War sie zuvor eine Art unberührbare Heilige gewesen, so war nun eine sonnen-

verbrannte Frau aus ihr geworden, die ihre Röcke hochsteckte, um zusammen mit ihm das Deck zu schrubben, und ihre Arme um ihn legte, wenn er abends an der Reling stand und angelte. Wie hatte eine solche Frau zurückkehren und wieder in ihrer alten Welt leben können? Bei den Flüchen, die sie gelernt hatte, und mit der braunen Haut und dem Lachen, das immer lauter geworden war, als stünde es im Wettstreit mit den Wellen.

Was für eine Frau wird Tabitha einmal sein?

Nach dem Unwetter gehen sie zum Strand, um nachzusehen, was der Ozean ihnen geschenkt hat. Blätter und Äste säumen den Weg. Die gesprungene Schale eines Hufeisenkrebses steckt halb vergraben im Sand. Tab kratzt mit den Fingernägeln über die papierartige Hülle und überlässt sie dann wieder den Wellen.

\*

Es ist das Jahr 1793, und sie wohnen in Beaufort, in einem Haus mit vier Zimmern, zwei oben, zwei unten, erbaut von einem kinderlosen Cousin, einem Holzhändler, den eine Kiefer beim Fällen erschlug. Eine Straße trennt sie nach Süden vom Wasser, drei Straßen weiter nach Westen liegt der Laden, in dem John alles verkauft, was man hier so braucht. Im Sommer bleiben die Türen vorne und hinten offen, und eine salzige Brise schlüpft in die Diele. Bei Gewitter klappern die Fenster. Das Zimmer des Mädchens im ersten Stock geht auf das Sumpfland hinaus, morgens riecht es nach Fisch, und am Nachmittag ist es vom Licht aus Südenwesten durchflutet.



In mondlosen Nächten schläft sie bei ihrem Vater, aus Angst vor Hexen, die durch die Luft reiten.

Mrs. Foushee leitet die Schule der Stadt, wo Kinder, fast nur Mädchen, die Zeit absitzen, sofern ihre Mütter nicht arm sind oder gerade gebären. Ihre kleinen Hände reiben die Kerben in den Holztischen blank und schlüpfen zwischen die Seiten von Lesebüchern. Die Buchstaben tanzen für sie. Mrs. Foushee ist die Frau eines Soldaten. Sie schläft in seinem Bett und hört ihm zu, wenn er seinen Erinnerungen an die Revolution nachhängt, aber im Klassenzimmer ist sie zu ermattet, um ihren Pflichten nachzugehen. Fast den ganzen Tag sitzt sie einfach nur da und lässt sich die Arbeiten der Kinder nach vorn bringen. Sie schickt sie früh nach Hause oder versäumt es, sie nach dem Mittagessen wieder zusammenzurufen. Sie vertrödelt die Zeit mit ihrer Stickerarbeit, lutscht Bonbons und nickt gelegentlich ein. Die Mädchen schleichen dann zu ihrem Stuhl und beäugen sie. Manche betasten den rosafarbenen Brokat ihrer Röcke, andere sammeln die silbernen Haare ab, die ihr auf den Busen gefallen sind, und sengen sie an, weil das so komisch riecht. Mrs. Foushee hat hängende Augenlider, ihr Mund ist für ihr Alter zwar noch voll, aber schlaff. Sie hat auch schon Tabs Mutter unterrichtet.

Mit neun kennt Tabitha das Alphabet und die meisten kurzen Wörter und kann Schillinge und Pennys an den Fingern zusammenzählen. Sie weiß auf der Kirchenorgel drei Melodien zu spielen und könnte, sollte sie nach Frankreich kommen, um Brot und Wasser bitten. Das entspricht in etwa auch Mrs. Foushees Kenntnissen. Meist lässt Tab die Lehrerin schlafen, und während ihre

Mitschülerinnen einander die Haare flechten, schaut sie lieber durch die offene Tür auf den Ozean, den sie besser kennt, als sie ihre Mutter kennt.

Die Stadt ist jetzt älter, so wie manche Städte eben altern; die meisten jungen Leute sind inzwischen erwachsen. Einige sind in den Krieg gezogen und gestorben, andere haben ihr kleines Erbe genommen und sind nach Wilmington oder Raleigh gegangen. Als Johns Cousin vom Baum erschlagen wurde, erschien kein anderer Verwandter, um das Haus in Beaufort zu übernehmen. Aber John hatte eine schwangere Frau, und das Meer war kein Ort für ein Baby. Wer in der Stadt geblieben ist, wohnt in dem schmalen, nur wenige Straßen tiefen Küstenstreifen am Ozean. Die mit Geld haben sich die umliegenden Felder für Reisanbau oder Holzwirtschaft angeeignet, und hinter den Plantagen beginnen Sumpfland und Wald. Eine einzige Straße durch diese Wildnis verbindet Beaufort mit New Bern. Die Stadt scheint sich zunehmend selbst von allem abzuschneiden.

Tab kennt nicht viele Kinder. Nur Mrs. Foushees Schülerinnen, dann ein paar zerlumpte Jungen, die zu den armen Farmersfamilien am Stadtrand gehören, und die Sklavenkinder, die Tab in den Feldern an ihrer Körpergröße erkennt. In der langen Reihe gebückter Körper reichen sie nur bis zur halben Höhe. Sie kommen nur selten in die Stadt, und wenn, blicken sie nicht hoch. Tab weiß, dass ihr Vater ein paar Bekannte unter den Sklaven hat, aber sie findet das nicht ungewöhnlich. Es gibt in der Stadt überall stille Verbindungen, und Tab ist nicht blind. Ihr Vater bringt die Männer allerdings nie mit nach Hause oder spricht sie direkt an. Tab kennt da

die Regeln nicht. Eine Frau bringt manchmal Eier zum Verkauf in den Laden, und ein Junge, so groß wie Tab, begleitet sie. John blickt die beiden scharf an, und die Frau blickt scharf zurück, aber sie reden ganz normal miteinander. Der Junge tatscht immer alles im Laden an. Er betastet die Fässer und die Hacken und die Säcke mit getrocknetem Mais, als wären sie aus Seide. Er lächelt Tab an, als wüsste er alles, was sie weiß. Aber Tab ist nicht seine Freundin und auch nicht die Freundin der verwöhnten Mädchen in Mrs. Foushees Klassenzimmer oder der Jungen, die am Stadtrand mit Steinen werfen. Sie hat ihren Vater.

\*

An Sommermorgen, wenn Mrs. Foushee krank ist oder Tabithas Blut überschäumt, läuft das Mädchen am Ufer entlang in Richtung Sumpfland und schwimmt mit langen Zügen zu der Sandbank zwischen Sund und Ozean. Mit ausgestreckten Gliedern legt sie sich danach in den Kies, gräbt Finger und Zehen in den warmen Boden. Hinter geschlossenen Augenlidern verfolgt sie Seeschlachten. Sieht Schiffe – französische, britische und Geisterschiffe – mit donnernden Kanonen und knatternden Fahnen, unscharfe Silhouetten, leuchtend vor sommerlichen Wolkengebirgen. Artilleriefeuer färbt den Sonnenuntergang.

Sie zieht Kanäle am Ufer, in die Wasser einläuft, und baut Wallgräben und Inseln zur Verteidigung. Eichenblätter schlagen aufeinander ein, und Moosstückchen springen in das flache Salzwasser, Körper, die ins Meer ge-

schleudert werden. Kanonenkugel-Kiesel landen auf den Blättern, werden ihnen zum Verhängnis, schicken die Trümmer in die Tiefe, wo schließlich Steinkrabben über sie kriechen. Dieses Spiel kennt keine Gnade.

Als die Schlacht beendet, die Blätter ertrunken sind, begibt Tabitha sich auf Schatzsuche. Sie hat vorne an ihre Kleider große Taschen genäht, in denen sie die rosafarbenen Muscheln und trockenen Fischgräten nach Hause trägt. Anfangs hat sie ihre Funde in einem Loch im Inselinneren versteckt, aber ein Sturm hat alles verweht. Jetzt nimmt sie sie mit nach Hause. Ihr Schlafzimmer verwildert durch die Überbleibsel des Meers. Sie tritt auf etwas Spitzes und fischt Blechreste aus einer Schlickgrube, die sich mit Wasser füllt. Das Bruchstück einer Rüstung, vermutet sie. Ihr Vater, der nicht weiß, was das Beste für sie ist, lässt sie streunen.

In der Dämmerung wird das Sumpfland violett und schwer. Von der Sandbank aus gesehen, glättet sich der unebene Schlick der Küste. Das Schilf vibriert von den vielen Rohrdommeln. Ein Wolkenband sinkt gen Westen, überdeckt den letzten rosigen Zipfel. Als Tab ins dunkle Wasser gleitet, schwingt sich ein Schwarm silbern gestreifter Heringsmöwen kreischend in die Luft. Sie öffnet die Augen unter Wasser, lässt ihren Körper, ihre Haare treiben. Ihr vollgesogenes Hemd ist schwer. Etwas Kleines, Dunkles gleitet unter ihr weg, sie hebt rasch den Kopf, keucht. Eine Haarsträhne gerät ihr beim Luftholen in den Mund. Sie krault jetzt und ist in wenigen Minuten zurück in knöcheltiefem braunem Schlick, streckt die Hände nach Schilfrohr aus, um die Füße aus dem Schlamm zu ziehen. Ihre Taschen sind immer noch

schwer von den Schätzen. Auf dem Heimweg sammelt sich Sand an ihren nassen Beinen.

\*

Sonntags kommt Asa in einem braunen Anzug. John und er sprechen nur selten von Helen, aber Asas grüne Augen erinnern an sie. Er hält ein Buch in den Händen und wartet in der Diele auf seine Enkelin. John bittet ihn, Platz zu nehmen, doch er schüttelt den Kopf und blickt durch die offene Hintertür nach draußen. John fragt, wie seine Bäume wachsen, und Asa sagt: »Leidlich«. John lässt seinen Schwiegervater stehen und zieht sich in die Wohnstube zurück, um die Wochenzeitungen zu lesen. Später am Vormittag wird er hinunter zum Hafen gehen, zu den einlaufenden Schiffen und nach alten Freunden unter den Matrosen Ausschau halten. Tabitha kommt in einem zu engen, kneifenden Kleid nach unten, ihrem einzigen ohne Taschen, und legt ohne ein Lächeln die Hand in die ihres Großvaters. Sie sagt John auf Wiedersehen, und die beiden laufen die fünf Blocks zur Kirche. Es ist ein Backsteinbau, der unsicher auf Steinsäulen ruht. Asa ist Anglikaner, aber der Anglikanismus stirbt aus, und seine alte Kirche wurde von den Methodisten übernommen. Die übrig gebliebenen Anglikaner zogen sich darauf in diese kleinere Kapelle zurück, wo sie sich wieder den Episkopalen angeschlossen haben. Asa verliert allmählich den Überblick bei all den Namen der Christenheit. Die Menschen suchen immer noch nach etwas, das sie doch früher einmal wussten. Hier gibt es keine farbigen Fenster, und die Kieferndielen sind ganz

aufgeworfen. Die Kirche hat zwar einen kleinen eckigen Turm und eine Kuppel mit Glocke, aber von der Straße aus sieht man, dass beide schief stehen.

Als er mit seiner Enkeltochter in der Kirchenbank sitzt, vermisst er ein Kissen. In seiner Kindheit wurden die Gottesdienste im Kreishaus gehalten; er hatte eine vergoldete Bibel, und sein Hintern ruhte auf einem Kissen, während er den Worten des Herrn lauschte. Doch nun ziehen die Söhne fort, verlassen die Farmen ihrer Väter, und es gibt keine neuen Kirchen. Die Stadt sprach vom Bau eines Kanals, der die beiden Flüsse, die nach New Bern fließen, für die Schifffahrt verbinden sollte, aber die Männer, die über die Mittel verfügten, waren nicht bereit, sie auszugeben, woraufhin Beaufort – das den Handel mit dem Hinterland hätte kontrollieren können – sich nicht weiterentwickelte und schließlich zu schrumpfen begann. Die Güte hat sich aus der Welt, wie Asa sie kannte, verabschiedet; der Gemeinsinn, den es noch unter dem König gab, hat sich in Eigeninteresse gewandelt. Es verlangt die Menschen nach Geld anstatt nach Tugend. Alle Männer, die er kennt, sind kaum mehr als gewöhnliche Räuber. Er hofft, dass Gott das alles sieht.

Tabitha, die mit den Beinen wippt, wenn sie zum Stillsitzen gezwungen ist, tritt ihn in die Ferse, und sein Bein knallt gegen die Kirchenbank vor ihm. Der Pastor unterbricht sich, hebt neu an. Asa zwickt sie ins Handgelenk und funkelt sie an. Reverend Solomon Halling steht hinter der Kanzel und gestikuliert sanft mit den Händen. Die Kanzel ist aus Kiefernholz und mit einer eingeschnitzten großen und mehreren kleineren Blumen verziert, die

aussehen wie vierblättrige Kreuze. Asa fragt sich jedes Mal, ob eine Frau sie geschnitzt hat. Halling kommt mehrmals im Jahr aus New Bern angereist; meistens sprechen nur Kirchenälteste zu den Gläubigen, oder sie singen ihre Lieder allein. Die Gemeinde hat sich in den letzten Jahren halbiert. Anstatt sich gemeinsam in den vorderen Bänken zu versammeln, setzen sich alle auf ihre angestammten Familienplätze, und die Zwischenräume vergrößern sich. Halling erinnert die Zuhörer daran, was es heißt, den Episkopalen anzugehören – dass sie einfach Anglikaner ohne Monarchie-Hörigkeit seien. Einige Frauen rutschen unruhig auf ihren Bänken. Ein Kind niest und beginnt dann zu weinen, und Halling stimmt einen Choral an. Die Menschen erheben sich, und alle, die vom Meer leben, reiben sich die wollenen Westen. Sie erröten beim Klang ihrer eigenen Stimme.

Immer wenn sie Kirchenlieder singen, hört Asa seine abwesende Tochter. Der reine Klang ihrer Stimme hatte ihn einst an seine eigene Schlechtigkeit erinnert. Er gehört zu den Menschen, die in die Kirche gehen, um sich zu bestrafen, wobei darin auch etwas Lustvolles liegt. Wenn er zu seiner Enkelin hinübersieht, kommt sie ihm wie eine Fremde vor.

Nachdem die Gemeindemitglieder das Gebet gesprochen haben und zu Güte und Freigiebigkeit aufgerufen worden sind, stellt Reverend Halling sich auf die wind-schiefe Treppe und schüttelt Hände. An diesem Sonntag spendet Asa ein halbes Pfund für die neue Kirche und schiebt Tabitha ein Stück vor, damit sie ebenfalls Hallings Hand schüttelt. Der Pfarrer ist zwar noch nicht lange in der Gemeinde, aber mit seinen ergrauenden Lo-

cken um die Schultern und den trüben braunen Augen wirkt er verbraucht. Im Krieg war er ein Feldscher, und nach dem Zusammenflicken menschlicher Körperteile hat ihn die Sorge um die Seelen endgültig erschöpft. Wenn er lächelt, beißt er sich immer auf die Lippe, weshalb er ständig damit zu tun hat, seinen Mund zurechtzurücken.

»Meine Enkeltochter«, sagt Asa, die Hand fest auf ihrer Schulter. Tabitha wischt sich die Hände an ihrem Kleid ab. »Sie und ihr Vater sind nicht fest in ihrem Glauben.«

Halling nickt. »Besitzt sie ein eigenes Gesangbuch?« Er huscht zurück in die Kirche, scheucht eine Schar älterer Frauen auf, die ihm hinterherschmachten, und kehrt einen Moment später mit einem zerfledderten braunen Buch zurück, das er Asa reicht. »Hauptsächlich Watts«, sagt er.

»Ich fürchte, sie hat nur mich zur Orientierung«, sagt Asa.

Halling schüttelt den Kopf und streckt die Hand aus, hält die Handfläche nach oben. »Sie vergessen den Herrn.« Er wendet sich wieder dem Grüppchen zu, das sich immer noch an seiner geistlichen Nähe labt.

Tab zieht an der Hand ihres Großvaters. Die Ebbe setzt ein, und sie kann den Fang der Fischer riechen, kann das Gurgeln der Löcher hören, die die Krebse im Sand graben.

Auf dem Heimweg trägt Asa das Buch und grübelt, ob es richtig sein kann, dass ein Heidenkind das Wort Gottes besitzt. Was nützt es, unfruchtbare Felder zu bewässern? Er wünschte, sie hätten das ganze Jahr einen Pfarrer. Sein Gott ist unberechenbar, und Asa begreift nicht



immer, welcher Lebensweg den Menschen um ihn herum zgedacht ist. Er sucht nur nach Hinweisen göttlicher Gerechtigkeit. Er sucht nach Gründen, warum er so bestraft wurde.

Im Sommer 1783 kehrte seine Tochter Helen nach einem Jahr des Umhertreibens zu ihm zurück. Sie war von John, einem gewöhnlichen Soldaten, verführt worden, heiratete ihn ohne den Segen ihres Vaters, wollte nichts von ihrem Erbe wissen, stach auf einem schwarz beflaggten Schiff mit dem Soldaten in See und kam mit einem Kind im Bauch wieder nach Hause. Asa wartete darauf, dass die Faust Gottes auf ihren Ehemann niederging. Als John neue Regale in dem Gemischtwarenladen baute, an dem er einen Anteil erworben hatte, wartete Asa darauf, dass John der Hammer ausrutschte und seine Hand zerschmetterte und dass ein Brett auf seinen Kopf krachte. Wenn John und Helen während der Auguststürme am Wasser standen, die Arme untergehakt, einander mit den Körpern wärmend, wartete Asa darauf, dass eine Flutwelle John mit sich riss und seine Tochter allein am Ufer zurückblieb. Er wollte sie wiederhaben, unberührt. Er sah, wie beide das Haus herrichteten, das Johns Cousin ihnen vererbt hatte, wie sie es neu weißten, mit angeschwemmtem Treibgut aus dem Meer ausflickten und den Boden um das Haus für den Anbau von Kartoffeln und Mais vorbereiteten. Nie sah er sie traurig oder gedankenverloren. Ihre Fröhlichkeit war das Zeichen des Teufels.

Als im Oktober Helens Niederkunft nahte, kam von Südosten ein Sturm auf und peitschte die Wellen. Asa wollte seine Tochter für die Geburt landeinwärts brin-

gen, sie unter Bäumen geschützt wissen, aber sie klammerte sich an das Haus, das sie und John so schön hergerichtet hatten. Wenn ihr Kind die Welt kennenlernen sollte, dann wollte sie, dass es alles kennenlernte, die stürmischen Winde ebenso wie die lauen Lüfte. Trotz Helens Bitten weigerte Asa sich, für sie zu beten. Er hatte einst in einem ähnlichen Unwetter für seine eigene Frau gebetet, in dieser Stunde zwischen Leben und Tod, und sie war ihm genommen worden. Er konnte nicht noch einmal beten, nicht auf dieselbe Weise. Doch er ging zu ihr, als ihre Wehen einsetzten, und er harrte an ihrer Seite aus, wie er an der Seite seiner eigenen Frau nicht ausgeharrt hatte, und es war, als blickte er in einen Spiegel, als würde Gott ihm zeigen, was er beim ersten Mal versäumt hatte.

Zusammen mit John holte er Wasser für die Hebamme, gemeinsam zerrissen sie Leinen, holten noch mehr Wasser. Sie sprachen nicht, und als John nach seinem Arm griff, zog Asa ihn weg. Keiner der beiden Männer hätte dabei sein müssen, aber Asa bestand darauf; er wollte nicht mehr allein den Frauen die Kontrolle über dieses Ereignis lassen. Sie standen in der Ecke des Zimmers, die Arme verschränkt, den Kopf gesenkt. Über die Schulter der Hebamme, deren Hände mit Tüchern und Wasser und Tupfen beschäftigt waren, blickte Helen zu ihrem Vater und bat ihn, ihr zu sagen, ob es immer auf diese Weise geschehe und auch ihrer Mutter so ergangen sei. Sie war wieder ein Kind und brauchte seine Stimme. Er nickte und sagte, alles sei genau so, wie es zu sein habe, obwohl er selbst nicht bei der Niederkunft seiner Frau dabei gewesen war und gar nicht hätte wis-

sen können, wie es gewöhnlich ablief – aber ja, kein Grund zur Sorge, und ganz gewiss besitze Helen die nötige Kraft. Doch sie hörte gar nicht zu.

Während der Sturm sich durch die Straßen von Beaufort wühlte, kam ein Kind zur Welt: rot und zornig, und sein Schreien übertönte das Heulen des Winds. Die Hebamme legte den Säugling in einen Korb und presste mit Essig getränkte Lappen auf die Wunden der Mutter. John und Asa standen außerhalb des Lichtscheins der Kerze, starrten auf die Haarsträhnen, die an Helens bleichen Wangen klebten, und horchten auf ihren flachen Atem. Sie begann zu weinen.

Asa ging am nächsten Morgen, nachdem die Sturmböen nach Norden abgezogen waren, und nahm den Leichnam seiner Tochter mit. Er sagte, er werde wiederkommen und das lebende Kind holen.

Wenn Asa in die Kirche geht, trägt er die Liste seiner Sünden im Herzen und wartet auf Vergebung.

\*

Der Sommer geht in den Herbst über. Gelbe Rohrsänger und Reisstärlinge landen in Schwärmen in den Salzsümpfen, und Flussuferläufer stochern im Watt und beobachten die Löcher. In den Wäldern um Beaufort färben sich die Sumachbäume flammend rot, und die Trauben des wilden Weins hängen schwer und violett an den Zweigen. Mit Oktoberbeginn werden die Abende endgültig kühl.

In der Nacht vor ihrem zehnten Geburtstag kann Tab nicht schlafen. Ihr Hals kratzt, als steckte da ein trockener Keks. Eingewickelt in das Umschlagtuch ihrer Mut-

ter, das Kinn auf dem Fensterbrett, kniet sie vorm Fenster, den Blick zu den Sternen, und sucht nach Mustern, malt die Umrisse von Hunden und Wagen auf die gefrorene Fensterscheibe. Die Augen schließt sie nur, um sich das Modellschiff vorzustellen, das vielleicht morgen früh auftaucht, eingewickelt in braunes Papier. Es hat drei Masten und ist aus nussbraun gebeiztem dünnem Holz. Seine Segel bestehen aus grobem Leinen, und ein winziges Rad dreht sich hinter dem Besanmast. An Deck hängen Netze. Auf der Steuerbordseite ist in die Planken eine Falltür geschnitten, die man aufklappen kann, um in den Schiffsraum zu spähen. Sie würde diesen leeren Bauch mit ihren Fundstücken füllen. Eicheln, Federn, Moos. Sie hat das Schiff bei ihrer letzten Reise nach New Bern in einem Geschäft gesehen, als sie Stoffe für den Laden besorgten. Tab blieb so lange vor dem Schaufenster stehen, bis ihr Vater, der schon weitergelaufen war, ihr Zurückbleiben bemerkte und sich umdrehte.

»Ja, die Schiffe«, sagte er und zog sanft hinten am Kragen ihres Kleids.

»Erzähl mir noch etwas«, sagte sie, und während sie sich von dem herrlichen Spielzeugschiff entfernten, begann er mit einer weiteren Geschichte über ihre Mutter, und sie wusste, dass er es bemerkt hatte, dass er das Verlangen in ihren Augen gesehen und begriffen hatte.

Auf der Heimfahrt in der Kutsche hielt ihr Vater ein großes Paket unter dem Sitz versteckt und blinzelte ihr zu. Alles was sie jetzt noch tun musste, war, darauf zu warten, dass es in ihre Hände gelangte.

\*

John schläft meist in seinem Zimmer gegenüber von Tabithas, auf der anderen Seite des leicht abschüssigen Flurs, aber es gibt Nächte, in denen er den Körper seiner Frau im Bett riechen kann, dann trägt er sein Bettzeug nach unten. Er sucht sich in der Wohnstube einen Platz zwischen den Möbeln, die die Eltern seiner Frau ihr geschenkt und ihrerseits von ihren Eltern bekommen hatten, legt sich auf Teppiche, ertrödelte oder gestohlene, von Schiffen, die mit der Flut in den Hafen einliefen, schläft unter Gemälden ausdrucksloser Gesichter und magerer Kinder, die magere Lämmer halten, und zwischen Schränken mit Glasflaschen, spanischem Gold, Musketenkugeln, einer verrosteten Krone, Glocken. Den Überresten von Beutegut, die jetzt nur noch für ein Kind Schätze sind. Es gibt einen Spiegel mit einer abblätternen silbernen Rückseite in diesem Zimmer, und manchmal taucht Helen darin auf, blau gekleidet, das dunkle Haar in Zöpfen im Nacken und Löckchen, die sich daraus gelöst hatten. Ihre Augen tief grün. Er spricht hier mit ihr, oder er geht, wenn er Angst hat, weil ihre Augen ihn verfolgen, mit seinem Bettzeug in den Raum mit dem Kamin, auf dem oben auf dem Sims Töpfe mit Schmalz stehen und die Regale mit Trockenwaren, Stoffballen und Mehlsäcken gefüllt sind. Hier bewahrt er die Vorräte für den Laden auf. Wenn Kunden nach Senfkörnern fragen, führt er sie hierher oder erklärt, er müsse sie extra besorgen, was ihm ein paar Pennys mehr einbringt. Es hat ihnen nie an etwas gemangelt, ihm und seinem Kind. Und dennoch geistert Helen durch die Zimmer und erinnert ihn daran, was ihnen fehlt.

In der Nacht vor Tabs zehntem Geburtstag schläft

John auf dem niedrigen grünen Sofa in der Wohnstube. An der Wand gegenüber hängt ein Porträt der Großmutter seiner Frau als kleines Mädchen, das ihr absolut nicht ähnelt, weshalb es ihm so vorkommt, als habe er eine völlig andere Person geliebt.

Er wacht mitten in der Nacht auf, wie so oft, weil ihre Stimme ihn ruft. Er verlässt das Haus, überquert den Schotterweg und geht hinunter zum Sumpfland, wo er die Augen schließt und sich vom Wind lieblosen lässt; mitten im scharfen Geruch nach Salzwasser und fauligem Uferschlamm kann er wieder ihren zarten Duft ausmachen. Er ist hier schon gelegentlich eingeschlafen, aber seine Tochter war derart verängstigt gewesen, wenn sie ihn nicht im Haus fand, dass er jetzt vorsichtiger ist. Außerdem ist der Kummer mittlerweile zu einer Art Melancholie verblasst, zur Empfindung nicht einer einmaligen Verletzung, sondern einer konstanten. Er erleidet keinen Schmerz, außer dem Schmerz, am Leben zu sein.

Die Frösche rufen in der Dunkelheit, hungern nach Regen. Wenn die Zugvögel sich tatsächlich nach den Sternen richten, bestehen die Räume zwischen jenen Lichtpunkten nicht aus Schwärze, sondern aus Vogelschwärmen; vielleicht gibt es am Himmel ja gar keine Abwesenheit von Licht, sondern nur Sterne und Vögel. Als er zum Haus zurückkehrt, sieht er am oberen Fenster eine kleine Gestalt. Den Kopf seiner schlafenden Tochter, gegen die Scheibe gedrückt. Es gibt also Nächte, in denen sie beide nicht in ihren Betten schlafen können. Das hat sie ihnen angetan.

John selbst hatte keine Familie, und so überrascht ihn

jede Regung der Liebe, aber auch jedes Ausbleiben von ihr. Seine Eltern waren gestorben, bevor er sie kennenlernen konnte, und er wurde von Verwandten erzogen, deren Liebe den eigenen Kindern galt. Er wurde zwischen Familien hin- und hergeschoben, auf einer Farm auf dem Land, ohne engere Bindung an irgendwen. Als er zum ersten Mal zur See fuhr, packte ihm ein Cousin zweiten Grades mütterlicherseits einen Beutel mit Zwieback und war schon wieder auf den Feldern, als John noch nicht einmal das Ende der Straße erreicht hatte. Und als er später als Soldat zurückkam, erwartete ihn keine Umarmung. Er fragt sich, ob Vaterschaft für Männer, die einen Vater hatten, einfach ist.

Im Oktober landen Wiesenlerchen an der Küste und auf den Inseln, und Nachtigallen versüßen die ersten Herbsttage mit ihrem Gesang. Die morgendliche Geschäftigkeit im Haus verrät, dass Tabithas Geburtstag naht, dass die Zeit vergeht. Wenn John sie in diesen Tagen ins Haus kommen sieht, schlammgespritzt, mit prall gefüllten Taschen und halb aus den Klammern gelöstem Haar, spürt er, dass er es nicht gut gemacht hat. Er war nicht Mutter und Vater für sie. Sie ist immerhin eine Frau – wenn auch nicht jetzt schon, so doch bald –, und er hat ihr erlaubt, geschlechtslos und wild aufzuwachsen. Er sollte öfter bei Mrs. Foushee um Rat fragen oder bei Mrs. Randolph, der Haushälterin seines Schwiegervaters. Sie könnten ihr zeigen, wie man Tee zubereitet.

Vor einigen Wochen fuhren sie im Pferdewagen nach New Bern, und während Tab ihre Nase an Schaufenstern plattdrückte und Steinchen gegen den Gouverneurs-

palast warf, kaufte er Vorräte für den Laden. Stoffe, Seifen, Medizin. Er rieb das Material zwischen den Fingern und suchte ein paar schlichte Leinenstoffe für seine Kunden in Beaufort aus, gestreifte und Drillich, halb wollenes Zeug, einen schweren Damast. Es hatte dort aber auch schimmernde Seide gegeben. Blau mit einem Rebenmuster in Rosa und Grün. Die glänzende Oberfläche fühlte sich an wie die Haut seiner Frau. Er kaufte die entsprechende Menge für ein zehnjähriges Mädchen, ließ den Stoff in braunes Papier einschlagen, und am nächsten Tag fuhren sie wieder nach Hause. Tab hatte sein stolzes Grinsen gesehen. Das Vatersein hörte nie auf. Man konnte sich immer noch weiter verbessern. Sie fuhren durch Sümpfe und Grasebenen und Laubwald zurück, und während John die Pferde über die matschigen Wege lenkte, schlief seine Tochter zusammengesunken, mit dem Gesicht an der Wagenwand.

Mit Dreck unter den nackten Sohlen kehrt er nach Hause zurück, und als der Himmel erst violett, dann grau wird, setzt er einen Topf mit Maisbrei aufs Feuer und würzt ihn mit altem Schmalz und Pfeffer.

\*

Sie schläft ans Fensterbrett gelehnt, die Scheibe beschlägt mit dem regelmäßigen Rhythmus ihres Atems. Der schimmernde Mond am Himmel beginnt zu verblassen. Ihr Kopf ruht auf ihrem angewinkelten Arm, der gegen das kalte Glas gepresst ist. Ihre Knie sind eingeknickt, und eine Hand hält sie wie eine leere Schale. Sie träumt von Wasser; träumt immer von Wasser.



Unten rührt John den Maisbrei um. Er gibt noch einen Löffel Schmalz in den eisernen Topf und sieht zu, wie es sich über dem Mais verteilt. Als Tab klein war, lieb der Vater seiner Frau ihnen Mrs. Randolph aus, die in der Küche neben dem Brunnen richtig kochte. Aber wie alle erwachsenen Frauen erinnerte sie ihn an Helen. Nun beherbergen die Außengebäude die herumstreunenden Hühner, die Tab ihn nicht einfangen lässt, weshalb er tote auf dem Markt kaufen muss. Manchmal kocht sie, manchmal er. Er lässt sich auf die Hacken nieder, den Schöpflöffel in der Hand, und starrt ins Feuer. Es bewegt sich wie eine Frau.

Der Moschusgeruch vom Schmalz steigt die Treppe hoch, und Tab wacht auf. Ihr Gesicht will sich zum Weinen verziehen. Vom Schlafen an der Wand tut ihr alles weh, doch manchmal ist dieser Schmerz besser, als in einem weichen Bett aufzuwachen. Der untere Teil der Fensterscheibe ist von ihrem Atem beschlagen. Nach Süden hin sieht sie kein warmes Gelb, nur trübes Grau, das heller wird, als sie den Kopf abwendet und dann wieder hinschaut. Als ein Reiher in langsamem Auf und Ab über die fernen Sümpfe fliegt, blassweiß vor blassem Grau, fällt ihr ein, dass sie Geburtstag hat.

\*

Tabitha kommt mit nackten Füßen die Treppe herunter, ihr Kopf fühlt sich an, als wäre er voller spitzer Steine. Sie folgt dem Duft nach Frühstück. John kniet mit dem Schöpflöffel vor dem Herd. Sie lehnt sich gegen den Türrahmen und schließt die Augen. John hat ihr leises Kom-

men gehört, dreht sich um und lächelt. »Nun sieh dir diese Fremde an, ein Mädchen von zehn Jahren. Und wonach steht ihr der Sinn?«

»Maisbrei, bitte«, sagt sie, »und Nachtisch.« Tab gleitet auf einen Stuhl und legt den Kopf auf den Tisch, der nach Salz und altem Fett riecht.

»Du hättest im Bett bleiben können«, sagt John.

»Mir ist nicht besonders gut«, sagt Tab.

John löffelt den Brei in silberne Schalen, die das eingeprägte Familienwappen seiner Frau tragen, und fühlt mit der Hand Stirn und Wangen des Mädchens. »Kommt wohl vom Schlafen am Fenster.« Er reicht ihr einen Löffel. »Was Warmes hilft.«

Sie isst, während er Pläne für den Tag schmiedet. Er schlägt einen Spaziergang am Ufer vor, und als sie wegen Mrs. Foushee und der Schule nachfragt, erklärt er, der Tag heute gehöre nur ihnen beiden. Nicht einmal Asa werde ihnen dazwischenkommen. Er deutet sogar ein Geschenk an. Sie lächelt bei dem Gedanken an das hölzerne Schiff mit der Falltür im Deck. Sie lieben einander ganz besonders, weil sie nur zu zweit sind. Ihre Mutter ist für Tab ein Phantom, an das sie zärtlich wie an einen Engel aus dem Buch von Milton denkt, das ihr Vater laut vorliest, aber sie kann sie sich nicht in diesem Haus vorstellen, kann sich nicht vorstellen, wie ihr Körper sich durch diese salzige Luft bewegt. Ebenso wenig wie es ihr recht wäre, wenn Gott in ihrem Zimmer wohnte, bleibt auch ihre Mutter besser körperlos.

Ihr Mund wird trocken, und eine Blase sitzt in ihrer Kehle. Sie schluckt mehrmals, stößt auf. Sie schaut zu ihrem Vater, als warte sie auf eine Antwort. Ein Meer

steigt in ihr hoch. Sie steht rasch auf und huscht in eine Ecke, wo heiße Maisgrütze und scharfe Magenflüssigkeit aus ihrem Mund schießen. Ein rostroter Faden zieht sich durch die Pfütze auf dem Boden.

John bringt sie zu ihrem Stuhl zurück. Er taucht einen Lappen in die Wasserschüssel und legt ihn ihr auf die Stirn, holt einen anderen und wischt damit Blut und Erbrochenes auf. Er beginnt ein Matrosenlied zu singen. Als ihr Atem sich beruhigt hat, trägt er sie nach oben in ihr Bett. Sie öffnet die Augen, als er sie auf das Laken legt.

»Wir holen Dr. Yarborough«, sagt er und steht mit hängenden Armen da, bis sie wieder eingeschlafen ist.

\*

Als sie am späten Nachmittag erwacht, sind vier besorgte Männer in ihrem Zimmer. Einer lehnt am Fußende ihres Betts, einer hält sanft ihr Handgelenk, zwei stehen in der Ecke, grauhaarig, flüsternd. Ihr Rücken verkrampft sich vor Schmerz, es ist, als würde dort etwas wachsen. In ihrem Kopf sind Splitter. Sie kann dem Mann ihr Handgelenk nicht entziehen. Das Zimmer kommt ihr wässrig vor. Der sitzende Mann mit der Brille lässt sie los und reibt sich die Nase mit dem Finger. Er blickt zu dem stehenden Mann am Fußende, der, als er sich bewegt, die Gestalt ihres Vaters annimmt. Einer von ihnen sagt: »Jetzt können wir nur noch warten«, und die anderen drei Männer nicken.

John geleitet den Arzt hinaus, und Asa führt den Kirchenältesten näher ans Bett. Der spricht nicht sehr deut-

lich, aber sie glaubt, dass er sie segnet. Obwohl sie zehn Jahre alt ist, fühlt sie sich sehr jung und ist klug genug, um zu wissen, dass der Tod nur zu Müttern kommt, und das wird sie, so beschließt sie für sich, nie sein. Als sie blinzelt, ist der Kirchenälteste ganz durchnässt, als hätte ihr Großvater ihn aus dem Meer gerettet, an seinem kahlen Schädel klebt Sumpfgas. Er blickt sie an mit den leeren Höhlen eines Butterfisches, dem die Augen ausgepickt wurden. Seine Handgelenke enden in Tintenfischtentakeln. Als sie die Augen erneut öffnet, ist das Zimmer schwarz und leer. Ihr Kissen ist feucht, und ihre Knie tun weh. Sie zieht die Beine an die Brust, um sie zu dehnen, und der Schmerz ist so heftig, dass sie sich auf den Boden fallen lässt. Sie weiß, dass der Aufprall ihren Vater wecken wird; von hier aus kann sie den Mond sehen, der den Ozean anzieht und zurückstößt, ihn am Ufer durchwalkt. Sie hört seine Stimmen und beruhigt sich auf den kühlen Holzdielen.

Als John im Türrahmen erscheint, bittet sie ihn, sie zu lassen, wo sie ist.

\*

Als die Sonne aufgeht, liegen sie beide im Schlafzimmer auf dem Fußboden. Tab träumt einen Unterwassertraum. Sie erwacht und erinnert sich an all die Schmerzen, die ihren Rücken und ihre Knie durchbohren, ihre Muskeln zum Zittern bringen und ihren Magen rebellieren lassen. Sie kriecht nach unten und hinaus in den Garten oder das, was vom Garten ihrer Mutter übrig geblieben ist, und spuckt wieder Blut.